



Raumdeutung

## Turm der Winde

Heutige Fenster sind wärmedämmend, schalldicht. Aber Wohnkultur braucht auch Durchzug und Zonen der Unentschiedenheit.

Von Philip Ursprung, 11.12.2018

In der letzten Kolumne habe ich von der Reise berichtet, die ich mit meinen Studierenden im Oktober nach Georgien unternahm. In Tiflis trafen wir Alexander Brodskiy, einen russischen Architekten und Künstler, der zurzeit Gastdozent am Departement Architektur der ETH ist. Brodskiy wurde in den 1980er-Jahren als Vertreter der sowjetischen «Papierarchitekten» bekannt, einer Gruppe von dissidenten Architekten, die sich mit utopischen Entwürfen der offiziellen Architektur widersetzen und die Zerstörung historischer Bauten kritisierten. Nachdem er in den 1990er-Jahren in den USA arbeitete, lebt er seit 2000 wieder in Moskau.

Neben zahlreichen Ausstellungsinstitutionen hat er inzwischen auch einige Bauten

realisiert. In Tiflis nahm er an der ersten Architekturbiennale teil. Gemeinsam mit seinem Sohn baute er ein Haus in der Altstadt um. Die Besucher waren eingeladen, das Haus über eine Treppe von der Strasse aus durch ein Fenster statt durch die Haustür zu betreten. Mit einer kleinen Verschiebung änderten die Architekten die Art, wie wir ein Gebäude wahrnehmen. Das erst teilweise bewohnbare Haus war für kurze Zeit gleichzeitig Ruine und Baustelle, Ausstellungsobjekt und Eigenheim – ein Prozess, an welchem die Besucher vorübergehend teilhaben konnten.

In Zürich hatte er zu dieser Zeit bereits mit Ekaterina Nozhova das Entwurfsstudio für das Herbstsemester lanciert. Unter dem Titel «Mythenquai: Forgotten Station» entwerfen die Studierenden ein Projekt für einen Bahnhof, an dem der Zug nicht hält.

Die Idee ist, dass – anders als bei funktionierenden Bahnhöfen, die Orte des Austausches, des Ankommens und des Abreisens sind – eine andere Kategorie von Bauten existiert, die von den Verbindungen abgeschnitten sind. Sie fallen quasi aus der Zeit, sind ohne klare Funktion. Aber wir können sie, gerade weil sie keinen unmittelbaren Zweck haben, wie Linsen benutzen, um einen neuen Blick auf die Welt zu erhalten.

Brodskiy und Nozhova fanden zwischen den Zürcher Bahnhöfen Wollishofen und Enge nahe dem See eine kleine SBB-Remise neben den Gleisen, die heute als Lager für die nahen Tennisplätze dient. In einem internen Wettbewerb entschieden die Studierenden, welches ihrer Projekte sie dort gemeinsam verwirklichen wollen. Der Besitzer einer alten Zürichbergvilla, der neue Lärmschutzfenster installierte, überliess ihnen die alten Fenster, anstatt sie wegzuworfen. Aus diesen Fenstern entsteht nun ein hoher, achteckiger, gläserner Turm. Er wird auf dem Flachdach der Remise errichtet, welches seinerseits über ein Gerüst bequem und sicher betretbar ist. Nach kurzer Zeit wird der Turm wieder abgebaut werden.

Wie manche von Brodskiys eigenen Projekten ist auch das von den Studierenden errichtete Bauwerk ein Hybrid aus Pavillon, Monument, Modell, Provisorium, Utopie und Realität. Einen Teil des Turms haben sie an der ETH als Versuch aufgebaut. Die alten Fenster mit ihren fein verzierten Griffen und Beschlägen sind etwa hundert Jahre alt. Sie lassen sich nicht mehr öffnen, aber sie sind so zusammengefügt, dass der Wind ungehindert hindurchziehen und den fragilen Turm nicht umwehen kann.

Die Funktion des Turms ist nicht definiert. Wer möchte, wird sich hineinsetzen und durch die verschiedenen Fenster den vorbeifahrenden Zügen nachschauen können.

Die Reisenden werden ihrerseits von den Zugfenstern aus einen kurzen Blick auf die mysteriöse Konstruktion erhaschen.

In Brodskiys Studio verwandelt sich das Mythenquai zu einem Ort der Mythen, einem Ort der Erzählungen und der Phantasmen. In den Facetten des Turms erscheint das scheinbar Vertraute in neuem Licht. Das, was sonst übersehen wird, lässt sich klarer wahrnehmen. Zum Beispiel die Art, wie Zürich die eigene Geschichte verdrängt.

Natürlich ist es löblich, dass die Stadt neue, mehrfachverglaste Fenster subventioniert. Diese sparen Heizkosten und reduzieren den Autolärm. Aber zugleich tilgen sie das Jauchzen von spielenden Kindern, das Zwitschern der Vögel und das Surren der Rasenmäher. Sie separieren den Innen- vom Aussenraum, schotten die Privatsphäre vom öffentlichen Raum ab und bringen das Kommune, das von allen geteilt wird, zum Verschwinden. Statt den Kopf aus dem Fenster zu halten, um zu sehen, wie das Wetter wird, und dabei vielleicht der alten Nachbarin zuzuwinken, blicken wir auf eine App – das Fenster lässt sich ohnehin nicht öffnen. In einigen Jahren werden Elektroautos lautlos vorbeigleiten, und in den warmen Wintern wird nur selten geheizt werden. Dafür werden die Sommer derart heiss sein, dass wir nichts dringlicher bräuchten als Fenster, die sich öffnen liessen für den Durchzug.

All dies geht mir durch den Kopf, als ich die abgeplatzte Farbe auf den Fensterrahmen mit den Fingern berühre und beobachte, wie die leicht unregelmässigen Glasscheiben die Umgebung ein wenig verzerren. Aber das Projekt schärft nicht nur den Blick auf spezifische Details. Es weist auch auf ein städtebauliches, ja raumplanerisches Dilemma, welches mit der Bahn verbunden ist.

Lange Zeit waren die Schuppen, Werkstätten, Bahnwärterhäuschen und Lagerräume entlang der Gleise fast die einzigen Bauten in der Schweiz, die nicht permanent erneuert wurden und an denen sich die Spuren der Geschichte materialisierten. Sie gehörten zu jenem *terrain vague*, das sich scheinbar der Kontrolle entzieht und in dessen Freiraum die Fantasie spielen kann. Sie verkörperten einen seltenen Anachronismus, das Aufeinanderprallen verschiedener Zeitlichkeiten. Seit die SBB entschieden haben, aus Dreck Gold zu machen und die Grundstücke entlang der Bahntrassen, die sie vor über hundert Jahren fast gratis erhielten, dem Meistbietenden zu verkaufen, verschwinden diese Bauten. Sie weichen Beton und (Lärmschutz-)Glas, hinter dem sich die teuersten Wohn- und Arbeitsräume drängen.

Die Zonen neben den Gleisen sind nicht mehr Räume, die Zeit speichern, sondern

Orte, die die Zeit zum Verschwinden bringen. So, wie in den letzten zehn Jahren die Bahn – beziehungsweise die Logistik – die Rolle der Raumplanung in der Schweiz übernommen hat, so prägen die Zonen entlang der Gleise und um die Bahnhöfe unser Bild der Zeitlichkeit und zwingen uns in das Joch der Gegenwärtigkeit.

Illustration: Michela Buttignol

---

## Zum Autor

Philip Ursprung ist Professor für Kunst- und Architekturgeschichte und Vorsteher des Departements Architektur der ETH Zürich.

---

## Jetzt sind Sie dran!

Was gefällt Ihnen an diesem Artikel? Was gibt es zu ergänzen? Was ist kritikwürdig? Ihre Mitverlegerinnen und die Redaktion freuen sich auf Ihr Wissen und Ihre Perspektive. [Reden Sie mit auf unserer Dialogseite.](#)

## Sie haben in diesem Artikel viele Worte gelesen ...

... aber die wichtigsten drei fehlten. Seit je beruht jede funktionierende Gemeinschaft auf diesen drei Worten. Liebende sagen sie zueinander. Gute Politiker sagen sie ihren Wählern, gute Priester ihrer Gemeinde, gute Eltern ihrem Kind. Sie lauten: Fürchte dich nicht! – Wir von der Republik glauben, dass auch im Journalismus gilt, was Franklin D. Roosevelt einst zur Politik sagte: «Wir haben nichts zu fürchten als die Furcht selbst.»

Ich bin an Bord.

Noch nicht überzeugt? [Jetzt probelesen](#)